



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Kriegstagebuch aus Nassau. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Kriegstagebuch aus Nassau.

1.

Wiesbaden, den 9. Juli 1866.

Seit ich Ihnen meinen Kriegsbrief aus Nassau schrieb, — seit dem 24. Juni — sind vierzehn Tage verflossen, während deren wir in und für Deutschland mehr erlebt haben, als sonst in einem halben Jahrhundert. Erlauben Sie mir, daß ich den Faden wieder aufnehme da, wo ich ihn vor vierzehn Tagen fallen ließ, und daß ich fortfahre in meiner Darstellung, welche nicht eine Kriegsgeschichte sein will, sondern ein kleiner Beitrag zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft im westlichen Deutschland, wie sie sich verhielt während der Zeit, in welcher der Krieg mit eisernen Sohlen auf ihr herumtrampelte. Denn auch diese Geschichte ist lehrreich. *Olim meminisse juvabit.*

Vor vierzehn Tagen hatten wir hier noch keinen Krieg. Wir waren in jenem Uebergangsstadium, von welchem Tegnér in seiner Frithjofsage singt:

„Mitternachtsjonn' auf den Bergen hing
Blutroth anzuschauen.
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein finst'res Grauen.“

Jetzt sind wir bereits mitten im Krieg. Leider im traurigsten Sinne des Wortes. Wir haben das Elend des Kriegs, ohne den leisesten Schimmer irgendeiner der günstigen Möglichkeiten, welche den Krieg zu begleiten und seine Lasten zu erleichtern pflegen. Wir sehen am Beginn der Campagne schon das Ende, und dieses Ende zeigt uns jetzt schon mit vollster Deutlichkeit die schimpfliche Auflösung der Bundestagsarmee, in deren Lexikon das Wort „Sieg“ gar nicht geschrieben steht.

Ich habe die nachfolgenden Blätter im Laufe der letzten zwei Wochen, wie es Tag und Stunde gab, flüchtig skizziert, mit dem Vorbehalt, sie demnächst zu einem gegliederten Ganzen zu verarbeiten und Ihnen dann zu schicken. Allein ich kann zu einer Stimmung, wie sie zur Sammlung, Sichtung und Umarbeitung gehört, nicht gelangen. Wie man auf See jede Bewegung des Schiffs mitmachen muß, so geht Einem in dieser verhängnißvollen Zeit jeder Ruß und jeder Druck und jede Schwingung der weltgeschichtlichen Entwicklung mitten durchs Herz. Da redigire denn einmal Einer, wenn er so geschaukelt, gerüttelt und geschüttelt wird. Ich schicke Ihnen daher mein Brouillon, wie es ist, oder, wie der rheingauer Winzer sagt, wenn er im Herbst seinen Wein gleich schon

von der Kelter weg verkauft, — „mit Dreck und Speck!“ Habe ich doch aus Ihren „Bildern aus dem Leben des deutschen Volks“ gelernt, daß solche Aufzeichnungen aus bewegten und interessanten Zeiten für spätere Geschlechter, und namentlich für den aufmerksamen und sorglichen Culturhistoriker, selbst dann Werth haben, wenn der Stil unbeholfen und die Darstellung fragmentarisch ist, vorausgesetzt, daß es nur an Wahrheitsliebe und etwas Beobachtungsgabe nicht fehlt.

Außerdem aber halte ich es auch für eine Pflicht, das, was ich in stürmischer Zeit während mühsam erkangter Stunden sine ira et studio niedergeschrieben, der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten. Denn es gilt hier Zeugniß abzulegen für die Wahrheit, welche während der letzten sechs Wochen von der Presse in Süddeutschland, namentlich aber von der in unserer Gegend dominirenden frankfurter Presse, die theils terrorisirte, wie die „Neue Frankfurter Zeitung“ und theils terrorisirt ward, wie das „Frankfurter Journal“, mit oder ohne Absicht auf das Größlichste verletzt worden ist, so daß unsere Landsleute im Norden, von welchen wir trotz alledem hoffen, daß sie mit uns denken: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen, noch Gefahr“, glauben mußten, wir seien über Nacht alle entweder toll oder schlecht geworden. Es gilt zu wachen, daß nicht von perfiden oder unüberlegten Händen der Riß, soweit er schon vorhanden oder nicht mehr zu vermeiden sein sollte, künstlich erweitert, daß nicht die Mainlinie, wenn sie auch politisch gezogen wird, nicht mitten durch das gesammte deutsche Fühlen und Denken, nicht mitten durch deutsche Cultur, Civilisation und Nationalbewußtsein zerreißen und vernichtend hindurchschneide. Das zu hindern ist vor allem unsere, der Mitteldeutschen, Sache, die, süddeutsch von Race, Mundart und Herzen, von den Norddeutschen einiges gelernt haben und einiges an ihnen sogar bewundern, nämlich den kategorischen Imperativ, den ihnen der königsberger Philosoph in das Herz gepflanzt, und die stramme Mannszucht, die staatenbildende Kraft, welche der alte Fritz und das glorreiche Jahr Dreizehn sie gelehrt haben. Möge der Krieg ausgehen, wie er will, wir können uns der Hoffnung nicht entschlagen, daß niemals dauernd das Hunnenthum über den Germanismus, die Barbarei über die Cultur, das Mittelalter und die Vergangenheit über die moderne Welt und die Zukunft siegen werden; und da heutzutage die Kriege nicht mehr dreißig Jahre dauern, so wird die jetztlebende Generation demnächst, wenn sich die Stürme des Krieges verzogen haben, die Mission haben, die Aufgabe, welche dem deutschen Genius gesteckt ist, an derjenigen Stelle ihrer wissenschaftlichen, wirthschaftlichen, bürgerlichen Seite wieder aufzunehmen, an welcher sie durch den Krieg unterbrochen worden ist. Daß die gemeinsame Lösung dieser Aufgabe nicht vereitelt werde durch die Leiden des Krieges und durch gewissenlose Umtriebe, welche das Herz des Volkes vergiften und seinen Verstand umnebeln

wollen, durch Umtriebe, die weit schlimmer sind, als die Leiden des Kriegs, dafür will auch ich zu wirken versuchen, so viel die schwachen Kräfte eines Einzelnen vermögen. Ich schicke aus einem Lande, wo gegenwärtig die nationale Presse schweigt, und die antinationale tobt, wo vielleicht, während ich diese Zeilen schreibe, eine Schlacht geschlagen wird, die auch über unsere friedliche Stadt Tod und Verderben sendet, den Grenzboten diese anspruchlosen Blätter, in der Hoffnung, daß sie einen Beitrag zu dem Gesamtbilde liefern werden, welches von dem Sommer 1866 zu entwerfen einer späteren Zeit vorbehalten bleibt.

Wir wollen nicht klagen wegen der Opfer, die wir bringen müssen, vorausgesetzt, daß sie, wenn auch nur indirect, für die Einheit Deutschlands gebracht werden.

Wir wollen nicht zürnen, wenn wir alten südlichen Volksstämmen Deutschlands auf eine Zeit lang — und sei es auch auf eine lange Zeit — zum Wohle des Gesamtvaterlandes etwas zurücktreten müssen, um einem jüngeren und frischeren nordischen Stamme Platz zu machen, der sich aus den gesündesten Elementen der alten Stämme gebildet und recrutirt hat, sei es auch mit Beimischung von etwas slavischem Blut; einem Stamm, dessen Grundbestandtheil niedersächsisch ist, der sich aber der Einwanderung aus Franken, Bayern, Westfalen und Thüringen stets offen gehalten und der sich seine Dynastie geholt hat aus dem Schwabenlande, wo nicht nur der Hohenstaufen steht, sondern auch in Burg Hohenzollern.

Wir Franken und Schwaben sind schon doppelt so lange Zeit auf der Bühne, welche man die Weltgeschichte nennt, beschäftigt. Gönnen wir uns deshalb eine kleine Erholungspause. Wir haben viel gelitten in den engen Kanzleien, Kasernen und Kirchen, in der weltlichen und geistlichen Kleinstaaterei; wir bedürfen ein frisches und kräftiges Seebad. Wir findens im Norden.

Die Kaiserkrone hat ja schon auf fränkischen, auf schwäbischen, auf sächsischen, auf bayerischen, auf lothringischen und sogar auf luxemburgischen Häuptern geruht, warum nicht auch einmal auf einem preußischen? Warum, wenn die älteren Söhne nicht können oder wollen, warum soll die hehre Mutter Germania nicht auch einmal ihren jüngsten Sohn zum Major domus ernennen? Ist er doch ein schmucker, stammer, stinker und tapferer Junge, so recht was man einen „hoffnungsvollen und alles für sich einnehmenden jungen Mann“ nennt!

Also „darum keine Feindschaft“. Am lebendigen Borne der deutschen Nation müssen die Eimer der einzelnen Stämme auf- und niedersteigen. Mag denn meinetwegen der bayerisch-fränkisch-schwäbische Eimer sinken, während der preuß-

fische steigt, wenn dabei nur die Cultur siegt über die Barbarei, die Einheit über die Zerrissenheit und das Vaterland über seine inneren und äußeren Feinde. Dann immerhin vorwärts! „Ablösung!“ — — —. Ich schicke das voraus, um mich bei Ihnen zu legitimiren als guter Deutscher. Nachdem ich das gethan, gestatten Sie mir aber im nächsten Augenblick einen recht tiefen und gründlichen Seufzer auszustossen, einen nassauisch-particularistischen Stoßseufzer über das Unglück, in welches mein schönes Ländchen, das man wegen seiner reizenden Fülle natürlicher Pracht und Gesundheit lieben muß, auch wenn man nicht, wie ich, das Glück hat, hier geboren zu sein, gebracht worden ist durch die verblendete habsburgische Politik seiner Regierung.

Wir waren wirthschaftlich ziemlich gut daran vor dem Krieg. Nach schweren Kämpfen war der Zollverein erneuert und verbessert wieder auferstanden. Die Weinübergangsabgabe war weggefallen. Infolge dessen stieg der Export unserer deutschen Weine nach dem deutschen Norden. Mit dem Export stiegen die Preise und die Nachfrage. Wir und unsere Nachbarn, die Preußen, tauschten immer eifriger Kohlen und Erze gegen einander aus, natürlich zu beiderseitigem Vortheil. Unsere beiderseitigen Eisenbahnen arbeiteten einander in die Hände, indem sie sich ergänzten und in die Arbeit theilten. Unsere Staatsbahn fing an sich zu rentiren, und damit fiel uns ein schwerer Stein vom Herzen. Die Regierung hatte nämlich 1852 die Concession zur Erbauung von Eisenbahnen an dem Rhein und in den sonstigen Flußthälern des Landes aus unbekanntem oder nur zu bekannten Gründen in die Hände einer unsoliden und bankerotten Gesellschaft gegeben und jede Cautel und Garantie verabsäumt. Die Gesellschaft begann die Bahnen zu bauen und ließ sie dann ins Stocken kommen. Sie hatte keine Mittel mehr. Die Regierung wollte ihr Staatsgelder vorschießen. Allein die Landstände weigerten sich darauf einzugehen, weil man keine Garantie für die richtige Verwendung habe. Auf der andern Seite aber drohete die Gefahr, daß der Eisenbahnbau ganz eingestellt werde und wir von unseren Nachbarn, die eifrig damit vorgingen, überflügelt würden. Da thaten die Landstände einen „kühnen Griff“, der besser auslag als der des Herrn v. Gagern. Sie votirten 34 Millionen Gulden, um sämtliche Bahnen sofort auf Rechnung des Staats zu bauen. 34 Millionen auf achtzig Quadratmeilen und 460,000 Menschen, — das ist viel. Aber es gerieth. Unsere Naturschätze, namentlich in der Mitte des Landes, da

„Wo traut die Lahn den Wiesengrund,
Den Fuß der Wälder küßt,
Wo in der Berge Zauberrund
Das Erze leuchtend spriest“,

belebten die Bahn und nach wenigen Jahren rentirte sie schon mehr als drei vom Hundert. Wir waren gerettet aus dem Risiko, das wir mit schwerem

Herzen, wenn auch mit ruhiger Entschlossenheit, eingegangen waren. Da kommt der Krieg; und das Erste, was er thut, ist die Ausschließung Rassaas aus dem Zollverein und die Zerstörung unseres Eisenbahnbetriebes. Jedes dieser Unglücke kostet uns täglich Tausende; und während das Volk Tausende täglich an seinem Vermögen einbüßt, soll es über die gewohnten Lasten hinaus täglich Tausende mehr zahlen für einen Krieg an der Seite Oestreichs, von welchem die Mehrheit nichts wissen will, und der, wenn wir siegen, uns in den österreichischen Bankerott verwickelt und das Zollbündniß mit Preußen auflöst.

Der Zollverein, das einzige real-nationale Band, das uns bisher vereinigt, gedieh deshalb so gut, weil er einheitlich national, oder um es deutlich zu sagen: weil Oestreich nicht darinnen und deshalb der Dualismus draußen geblieben war. Aber grade deshalb war er für Oestreich und dessen Verbündete ein Dorn im Auge. Deshalb hieß es: Entweder — oder. Entweder Oestreich hinein — oder Württemberg, Bayern, Hessen-Darmstadt u. s. w. hinaus. Deshalb wurden die Coalitionen von Darmstadt, Würzburg, Bamberg, München geschmiedet, sobald es sich um Reconstitution des Vereins handelte; deshalb donnerten auf dem münchener „deutschen Handelstag“, 1862, die verblendeten Bayern selbst während des Festbanketts, unter den Klängen des Maderkymarsches, den man im großdeutsch-handelspolitischen Kriegstaumel sich geflüstert bestellt hatte (Handelstag und Maderkymarsch!) gegen die west-europäischen Handelsverträge; deshalb schrie der große Schutzzollagitator Hofrath von Kerstorf aus Ausburg: „Lieber zehn Zollvereine gesprengt, als ein Haar breit von der bayerischen Souveränität geopfert!“ Das Werk der Zerstörung gelang damals nicht. Die Renitenten, welche behaupteten, „Oestreich habe sie im Stich gelassen“, krochen alle vor dem 1. October 1864, der von Preußen gesetzte letzte Frist, wieder unter; sie konnten des schirmenden Daches nicht entziehen.

Jetzt scheint das Werk der Zerstörung gelungen. Sobald die südwestdeutschen Regierungen, zur Bundestagsarmee vereinigt, preußisches Gebiet (Wehlar) angegriffen hatten, erschien eine officielle Bekanntmachung des preußischen Finanzministers, dahin lautend, daß durch den Ausbruch des Krieges nach den bestehenden völkerrechtlichen Grundsätzen die Zollvereinsverträge außer Wirksamkeit gesetzt seien, und daß von der weiteren Entwicklung der Ereignisse die Gestaltung der wirtschaftlichen und handelspolitischen Beziehungen zu den süddeutschen Staaten abhängen, welche die Bundestagsarmee gegen Preußen ins Feld gestellt haben. Bayern soll einen Versuch bei Preußen gemacht haben, „ob nicht der Zollverein unter gewissen Modalitäten auch während des Krieges fort-dauern könne.“ Der Versuch mißlang. Die Antwort war: Wer das Schwert zieht, soll die Scheide wegwerfen; man kann nicht Feind und Freund, Widersacher und Bundesgenosse zugleich sein; der Zollverein ist der Friede, der ver-

hängnißvolle Beschluß vom 14. Juni ist der Krieg; wer den Krieg ankündigt, kündigt den Zollverein auf.

Bayern lud darauf im Juni Zoll- und Steuerbeamte der im Rumpfbundestag vereinigten Zollvereinsregierungen zu einer Conferenz nach München ein, damit diese Delegirten beriethen, was unter so bewandten Umständen zu thun sei. Es war eine sehr rathlose Versammlung. Sie ging unverrichteter Dinge nach Hause. Sie wußte nur, daß das sehr schlimm, aber nicht, wie zu helfen sei. An den Zollverein, an das Wirthschaftsleben, daran, daß die Leute essen und trinken, wohnen und sich kleiden wollen und deshalb auch arbeiten und absetzen, importiren und exportiren müssen, scheinen die Staatsweisen der südwestdeutschen Gruppe gar nicht gedacht zu haben, als sie sich kopfüber in den Krieg für Oestreich stürzten. „Ich habe kein Brod für mich und die Meinigen,“ klagte der Dorfschulmeister. „Ja, so essen Sie doch Kuchen,“ erwiderte der dicke Consistorialrath. In dem vorliegenden Falle bleibt es indeß keineswegs bei dem „Plectuntur Achivi“, sondern die „Reges“, d. h. die Regierungen bekommen doch auch etwas dabei ab. Preußen hat, ausgehend von der richtigen Voraussetzung, daß die Verträge durch den Krieg — natürlich unbeschadet der Möglichkeit, sie nach Beendigung des Krieges zu erneuern oder wieder aufzunehmen, was um so leichter sein wird, je schneller der Krieg zu Ende geht — vorerst aufgehoben sind, diejenigen Zahlungen, welche es aus der gemeinschaftlichen Zollkasse an die Regierungen zu leisten hat, welche mit ihm im Kriege sind, eingestellt. Dies trifft am härtesten Bayern, Württemberg und Hessen-Darmstadt, welche in die Zollkasse viel weniger einzahlen, als sie alljährlich daraus erhalten. Nehmen wir als Beispiel das Jahr 1864, das so ziemlich normale Verhältnisse zeigt. Für dieses Jahr sind von den Mehreinnahmen, die durch Preußen, Sachsen, Braunschweig u. s. w. erzielt wurden, an die Südstaaten herausbezahlt worden:

1. an Bayern	1,701,163 Thlr.
2. an Württemberg	541,783 „
3. an Hessen-Darmstadt	5,570 „
	<hr/>
	2,248,516 Thlr.

Im Durchschnitt erhielten diese Regierungen nach den bisherigen Zollvereinsverträgen jährlich drei bis vier Millionen Gulden mehr, als ihnen nach ihrer realen Consumtion und nach den Zöllen, die ihre eigenen Unterthanen entrichten, zukam. Der Kopf der Bevölkerung in Nord- und Mitteldeutschland, d. h. in den dort gelegenen Zollvereinsländern zahlt durchschnittlich per Jahr in die Zollkasse 0,792 Thaler, der Kopf in den Südstaaten nur 0,456 Thaler. Der Consum zollpflichtiger Gegenstände ist sonach im Norden 42 Procent stärker. Obgleich also der Norden weit stärkere Lasten trägt, nimmt der Süden in gleichem Maße wie der Norden an den Einnahmen Theil. Auf den Kopf im

Süden wird aus der Kasse eben so viel bezahlt, wie auf den Kopf im Norden. Daraus mag man abnehmen, was es heißen will, wenn die Redner der Volksvereine im Schwabenlande, welche gute Declamatoren und noch bessere Agitatoren, aber schlechte Politiker und noch schlechtere Volkswirthe sind, schreien: „Der Norden kann den Süden so wenig entbehren, als der Süden den Norden.“ Nur in Betreff der Eisenproduction hat das einige Berechtigung, im Uebrigen aber ist es Schwindel. Wir wollen einmal sehen, wie es uns geht, wenn wir, wo Gott für sei, durch den Krieg definitiv aus dem Zollverein mit Preußen hinausgeworfen werden. „Wir werden nach Oestreich exportiren!“ Herrlich, aber werden wir auch Geld dafür bekommen? Und werden wir, bei dem ewigen Schwanken der Valuta, auch wissen wie viel? Und wirkt nicht die Valutastörung Oestreichs uns gegenüber wie ein Schutzzoll und eine Ausführprämie zugleich? Und wo bleiben unsere Zollrevenüen, die unser Staatsbudget nicht entbehren kann? „Oestreich wird uns unsere Zollrevenüen in ihrer bisherigen Höhe garantiren!“ Vortrefflich, — aber wer garantirt uns Oestreich?

Ich sehe in dieser Richtung nichts als ein userloses Chaos.

Die einzige Hoffnung ist: Sieg Preußens und baldiger Sieg Preußens.

Dann wird wohl der Zollverein erneuert, wenigstens provisorisch erneuert, auf kürzeste Kündigungsfrist, damit durch Androhung oder Anwendung der Kündigung die Reformen unweigerlich vollstreckt werden, welche bisher daran scheiterten, daß ein Einzelner den einstimmigen Beschluß aller Uebrigen durch seine Einsprache vernichten konnte. Grade dieses Veto muß zuerst beseitigt, und die Führung, welche Preußen bisher nur gleichsam bittweise und heimlich (*vi, clam et precario*) übte, muß ihm offen und ehrlich verfassungsmäßig übertragen werden. Jeder Mißbrauch derselben wird durch eine nationale Volksrepräsentation unmöglich gemacht werden. Neben der Reform der Verfassung steht die des Tarifs und die der Art der Vertheilung der Revenüen. Bei der letztgenannten Reform werden Württemberg, Bayern und Hessen-Darmstadt die Züchtigung erhalten, die sie durch ihr illoyales Frondiren seit 1852 bis jetzt so vollauf verdient haben, um so mehr, als das Verschulden nicht bloß die austrophilen Regierungen, sondern — wenigstens in den beiden erstgenannten Ländern — auch den größern Theil der zur tollsten Schutzzöllnerie aufgestachelten Industriellen trifft.

Doch warten wir mit alledem, bis wir — hoffentlich bald — wieder Frieden haben. Einstweilen haben wir Krieg.

Also sprechen wir von der Gegenwart, d. h. von dem Krieg!

Nach der Entscheidung, welche am 3. Juli in Böhmen gefallen, beginnt der Schleier zu reißen, welcher sich bisher so geheimnißvoll über die Bundestagsarmee lagerte. Man fragt: „Was macht diese Armee?“ Antwort: „Nichts.“

Gegenfrage: „Warum macht sie nichts?“ — Und nun schwirren die Beschuldigungen hinüber und herüber, wie denn überhaupt nach einer Niederlage stets einer dem andern die Schuld in die Schuhe zu schieben sucht, und der Ruf „Verrath“, meist ohne Grund, erschallt.

Man fragt: Wer ist denn nun eigentlich noch der „Bund“? Und diese Frage ist schwer zu beantworten.

Wir zählten bis zum 14. Juni 33 Bundesglieder. Seitdem begann die Trennung. Von den bisherigen 33 sind 20, also die große Mehrzahl, heute in Frankfurt nicht mehr vertreten. Der Rumpfbund besteht nur aus 13 Mitgliedern — ominöse Zahl! Es sind dies: Oestreich, Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover, Hessen-Darmstadt, Meiningen, Kurhessen, Nassau, Baden, Liechtenstein, Frankfurt und Neuß ältere Linie. Um den Bundestag gruppirt sich die „Bundesarmee“. In derselben fehlen von den obigen 13: Oestreich (mit Ausnahme einer Brigade), Hannover und Sachsen, weil sie anderweitig beschäftigt sind. Ferner: Liechtenstein und Neuß, weils wohl nicht der Mühe werth ist. (Nachträglich höre ich, daß der liechtensteinsche Bundestagsgesandte in der Bundesversammlung mit Emphase angezeigt hat, auch sein hoher Auftragegeber und Herr habe seine Armee mobil gemacht; dieselbe wird von einem Lieutenant commandirt; ein Bergsturz von der Dimension des bekannten goldauer würde das ganze Fürstenthum verschütten.) Endlich Frankfurt, das es sich leider so sehr angelegen sein ließ, das Feuer des Bürgerkriegs zu schüren, und mit großem Erfolg bestrebt war, im Südwesten Deutschlands die Gemüther zu vergiften und die Köpfe zu verwirren.

Während in Frankfurt edle Herzen schlagen, die uns zumuthen, der Unrigen Gut und Blut zu opfern nur zu dem Zwecke, daß die östreichischen Papiere um einige Procente steigen und die Coupons zur Verfallzeit voll eingelöst werden; während die frankfurter Presse (welche Producte erzeugte, die an raffinirter Schlechtigkeit und bestialischem Blutdurst die dunkelrothesten Schmutzblätter von 1848 weit hinter sich lassen und welchen gegenüber Marats „Ami du peuple“ von 1792 und 1793 sich wie ein feingebildeter und wohlwollender Gentleman darstellt) jeden, der sich nicht blindlings für Oestreich auf die Schlachtbank wollte schleppen lassen, jeden, dem die deutsche Cultur höher stand, als der halb rohe Völkermischmasch im Südosten, jeden, der zur Vernaunft und Besonnenheit mahnte, einen „Verräther“, einen „Bismarck“ nannte und mit Strick, Standrecht, Guillotine und sonstigen Unnehmlichkeiten bedrohte, — hat man das frankfurter Bataillon, obgleich dasselbe nur aus Söldlingen besteht, geworben aus dem werthlosten Abfluß der Nachbarstaaten, weder complet noch mobil gemacht. Es zählt statt 1,000 nur 300 Mann, und diese dreihundert sind keine Spartaner, sie befinden sich vielmehr im äußersten Zustande der Kriegsunbereitschaft. Frankfurt wird daher die Schale seines Zorns nur in unsauberen Rede-

ergüssen, aber nicht in Werken über Preußen ausschütten. In der Bundestagsarmee glänzt es durch seine Abwesenheit.

In letzterer finden wir also nur noch, außer einigen Bayern und einer italienisch-galizischen Brigade von Oestreichern, die Contingente von Württemberg, Hessen-Darmstadt und Meiningen, dann die Kurhessen, deren Land fast ganz, und die Nassauer, deren Land zum großen Theil von Preußen occupirt ist, — endlich Baden, gegen welches ein tiefes Mißtrauen von Württemberg und andern gehegt oder wenigstens affectirt wird.

Die Contingente von Weimar und Lippe waren zur Besatzung der Bundesfestung Mainz eingerückt. Ihre Regierungen gingen dabei von der durch Bayern genährten Voraussetzung aus, daß die Bundesfestungen während des Krieges zwischen Preußen und Oestreich eine Art von Neutralität beobachten, oder wenigstens weder östreichische noch preußische Truppen aufnehmen sollten. War eine solche Neutralität stipulirt, so ist sie alsbald von Bayern gebrochen worden. Denn Bayern hat durch seinen Bundesfestungscommandanten, einen Grafen Nechberg, der ein geborener Schwabe und ein Bruder des frühern östreichischen Ministers des Auswärtigen ist, alsbald die genannte östreichisch-italienische Brigade in die Mauern der Bundesfestung aufgenommen. Darauf haben die Lipper und die Weimaraner den Gehorsam verweigert. Die letzteren sollen sogar auf der Hauptwache ein kräftiges Hoch auf den König von Preußen und den Grafen Bismarck ausgebracht haben. Man wollte sie anfangs nach dem frankfurter Zeitungsrecept standrechtlich erschießen, besann sich aber doch eines Bessern und spedirte sie nach Ulm, wo sie einstweilen Vergleiche zwischen der harten allemannischen und der weichen thüringer Mundart anstellen können.

Das also ist die Bundestagsarmee, oder das „achte Bundesarmee-corps“. Letztere Bezeichnung ist übrigens falsch. Denn nach der Bundeskriegsverfassung bilden allein die Contingente von Baden, Württemberg und Hessen-Darmstadt das achte Armee-corps. Nassau und Kurhessen gehören nicht dazu, sondern bilden mit Sachsen und Luxemburg das neunte. Ebenso wenig gehören Meiningen, Lippe und Weimar dazu.

Diese Bundestagsarmee wird commandirt von dem Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, dem Bruder der gegenwärtigen Kaiserin von Rußland, vormals russischem, dann östreichischem, jetzt darmstädtischem General. Zur Charakteristik des Commandos führe ich vorerst nur an, daß, wie mir glaubhafte frankfurter Bürger versicherten, man dort während dreier Tage absolut nicht wußte, wo das Hauptquartier war; selbst Offiziere fragten vergeblich danach.

Neben dieser Bundestagsarmee steht östlich die bayerische Armee oder, um in der Sprache des Bundestags zu sprechen, das „siebente Bundesarmee-corps“, welches bis jetzt Koburg, die Residenz des Herzogs Ernst, besetzt hatte, aber weder den Oestreichern in Böhmen Beistand geleistet, noch auch den flüchtigen

Hannoveranern die rettende Hand gereicht hat; letzteres deshalb nicht, weil, wie die officielle „Bayerische Zeitung“ versichert, man nicht wußte, wo die Hannoveraner eigentlich steckten. Hier zu Lande wußte das zwar jeder aufmerksame Zeitungsleser. Aber in dem bayerischen Hauptquartier scheint das anders gewesen zu sein.

Die gesammte Bundesarmee wird nominell commandirt durch den alten Prinzen Karl von Bayern, welchen die unter dem Namen „Bundestag“ in Frankfurt versammelten Herren Gesandten, deren Zahl auf eine Handvoll zusammengeschmolzen, zum „Bundesoberfeldherrn“ ernannt haben. Nach der Bundeskriegsverfassung müßte nun dieser Feldherr alle „bundesstreuen“ Contingente commandiren, — mit inbegriffen die österreichische Armee. Letztere commandirt er nun offenbar nicht. Vielmehr wollte sogar Benedek das Obercommando über den Prinzen Karl haben. Darüber gab es denn einen Etikettestreit zwischen dem „königlichen Prinzen von Geblüt“ und dem „bürgerlichen Doctorskind“, bei welchem die Frage der Subordination unausgetragen blieb und die Coordination und Cooperation der österreichischen und bayerischen Armee mindestens nicht befördert und erleichtert wurde.

Von der letzteren erzählt man die sonderbarsten Dinge. Ich will sie nicht alle hier wiedergeben, weil ich für deren Wahrheit nicht einstehen kann. Ich beschränke mich deshalb darauf, zu notiren, was geachtete Organe der bayerischen Presse, wie z. B. die von dem Abgeordneten Brater geleitete „Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern“ (Erlangen, Jacob) erzählen. Ein bayerischer Offizier wurde zu einem andern Bataillon versetzt. Er wußte nicht und man sagte ihm nicht, wo dasselbe stand; er begab sich deshalb in das königlich bayerische Hauptquartier, um dessen Standort zu erfragen. Man sagte ihm dort, das wisse man selbst nicht; aber er möge sich doch einmal an das Depot seines Regiments wenden, vielleicht werde man es dort besser wissen. — Von dem Oberbefehlshaber Prinzen Karl behauptet man, er empfangt einen Offizier nur dann, wenn er sich zuvor in Großgalla geworfen habe, was beim Felddienst zuweilen seine Schwierigkeiten hat. Ende Juni wurde ein bayerisches Bataillon von Schweinfurth und Kissingen auf Brückenau dirigirt. Es fand dort alles überfüllt und konnte kein Unterkommen finden. Infolge dessen wurde es wieder zurück commandirt und langte, nachdem es einen Tag lang schwer beladen in schwüler Luft und strömendem Regen marschirt war, Abends todtmüde in der Nähe des Ortes wieder an, von welchem es am Morgen früh ausmarschirt war. „Der Soldat muß sich fühlen können“, heißt es in Wallensteins Lager.

Die wiener Blätter und noch mehr die frankfurter, welche letztere alle Mal, wenn man in Wien einen Purzelbaum macht, es für ihre Pflicht und Schuldigkeit halten, drei Räder zu schlagen, um nicht, wie es im Jargon der trabertischen Circusversammlung heißt, „des Verdachts von Feigheit und Verrath“ ver-

dächtig zu werden, begeistern die bayerische Armee (das siebente Bundesarmee-corpß) wegen ihrer Unthätigkeit. Wir wissen nicht, worin letztere ihren Grund hat. Schwerlich in „Verrath“. Ganz gewiß nicht darin, daß, wie ultramontane Blättlein hämisch insinuiren, der Freiherr v. d. Pfordten in München mit dem tapfern, aber unglücklichen Benedek das Schicksal und das Verbrechen theilt, protestantischer Confession zu sein. Die officielle bayerische Zeitung antwortet auf jene Beschuldigungen mit Gegenbeschuldigungen. Sie sagt, die bayerische Armee sei nur deshalb zur Unthätigkeit, zu ihrem eigenen größten Verdrusse, verurtheilt, weil sich die Triasarmee (die Bundestagsarmee) oder das achte Bundesarmee-corpß, cum partibus annexis, im Zustande vollkommener Kriegsbereitschaft befinde. Wer nur ein wenig zum Pessimismus inclinirt, möchte bereit sein, nicht nur der Beschuldigung, sondern auch der Gegenbeschuldigung halbwegs Glauben zu schenken, namentlich nach dem, was man in Wiesbaden, Darmstadt, Mainz und Frankfurt hört und sieht.

An allen diesen Orten steht es sehr kriegerisch, aber noch viel mehr unordentlich aus. Sie starren von Waffen, aber es fehlt das gemeinsame Band. Viel Leute, aber wenig Menschen, viele Soldaten, aber keine Armee. Es fehlt eben jener wesentliche Umstand, daß kein Wachtmeister da ist, der wie jener in „Wallensteins Lager“ mit Recht und in Wahrheit sagen kann:

„Nun, und wer merkt uns das wohl an,
 Daß wir aus Süden und aus Norden
 Zusammengeschneit und geblasen worden?
 Sehn wir nicht aus, wie aus Einem Span?
 Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen,
 Recht wie zusammengeleimt und gegossen?
 Greifen wir nicht, wie ein Mühlwerk flink,
 Sineinander auf Wort und Wink?“

Diese Worte Schillers mögen immerhin noch auf die tapfere österreichische Armee passen, die sich vieles von dem kosmopolitisch-demokratischen Lanzknechtcharakter der Wallensteiner bewahrt hat. Auf die Bundestagsarmee passen sie gar nicht; — und leider ist das nur zu erklärlich. Der alte Napoleon wußte die Contingente der Rheinbundstaaten mit seiner großen Armee zu einem einheitlichen untheilbaren tactischen Körper zusammenzuschweißen. Er entfernte sie weit aus ihrer Heimath, schleppte sie nach Spanien und nach Rußland und schnitt die Verbindung zwischen ihnen und ihrem einheimischen „obersten Kriegsherrn“ ab, dessen Protector und militärischer Vorgesetzter er ja ohnedies war. Der große Soldatenkaiser ernannte und beförderte die Offiziere dieser Contingente auf dem Schlachtfeld. Dem „souveränen“ Rheinbundsfürsten lag es dann ob, diese kaiserlichen Verfügungen durch die Militärkanzlei zu Hause fein säuberlich in die landesübliche Patentform gießen und registriren zu lassen.

Anders bei der Bundestagsarmee in und um Frankfurt a. M.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß der Bundestag zu den Werken des Kriegs noch etwas unfähiger ist, als zu den Werken des Friedens, und daß die Bundekriegsverfassung nichts taugt, — es wäre der Beweis hier, an dieser Bundestagsarmee, deren Tugde wahrscheinlich gezählt sind, so voll erbracht, daß ihn ein Blinder mit den Händen greifen kann.

Seht, da liegt es, das Ungeheuer, statt mit Schuppen, mit Bajonetten gepanzert; es gleicht an Unbeweglichkeit der Boa Constrictor, die einen Ochsen verschlungen hat. Es regt sich nicht. Es scheint kein rechter Zusammenhang mehr zwischen Haupt und Gliedern zu sein. Die letzteren machen Bewegungen, zuckende, kurze, schwerfällige, tastende, welche kaum noch von der centralen Cerebralsubstanz auszugeben scheinen. Hier schiebt sich einmal ein Fuß nach Bingen-Rüdesheim, dort einer nach Fulda, hier wieder einer nach Wezlar vor, aber nur um sich alsbald wieder zurückzuziehen. Polypenarme! Fast mehr negative als animalische Bewegung. Oder, um mit Napoleon dem Ersten zu sprechen: *ordre, contre-ordre, désordre.*

Fürwahr, dieser tapfere Prinz Alexander ist nicht zu beneiden, um das in seine Hände gelegte Commando. Wir vermuthen, daß es ihm bei dem Kanonendonner von Magenta vielleicht noch etwas wohler zu Muthe war, als in diesem Capua, diesem Frankfurt. Seine Armee gehört vier oder fünf obersten Kriegsherrn an, die dicht dabeißen und ewig dreinreden. Er, der Prinz, kann natürlich seinen Mitfürsten nicht das Gehör verweigern. Wenn Darmstadt kommt, so trüb und bleich, und verlangt Schutz für den Rochusberg bei Bingen, er muß ihn geben. Wenn Nassau in ängstlicher Sorge für Kasse und Keller heute seine Soldaten, die es erst gestern zur Bundestagsarmee hat stoßen lassen, zurückverlangt, — kann ers verweigern? Und wenn einmal alle obersten Kriegsherrn zur selbigen Zeit den nämlichen Einfall hätten, ihre Contingente zurückzuziehen, so bliebe nichts davon übrig als der Prinz, und auch er kann von seinem obersten Kriegsherrn und Großherzog abcommandirt werden. Denn sie alle haben nicht dem deutschen Reich, sondern ein jeder seinem speciellen Landesherrn den Fahneneid geleistet. Daneben hat der Prinz den Bundestag als Hofkriegsrath um sich. Er ist dessen Geschöpf, und der Bundestag seinerseits ist auch wieder keine constituirte ordentliche Behörde, worin jeder innerhalb seiner Competenz auf seine Verantwortung selbständig handelt, sondern eine zusammenhanglose Conferenz von Abgesandten, deren ein jeder eine Instruction hat (oder auch noch nicht hat, sondern abwartet), aber keine Meinung. Es beginnt denn auch bereits dem Numpfe des Bundestages in dem exponirten Frankfurt umheimlich zu werden und man sagt, er wolle sich nach Regensburg*)

*) Inzwischen hat er am 24. August in Augsburg geendet, zwei Monate nach seinem heroischen Beschluß.

zurückziehen. In der That eine sehr glückliche Idee; denn diese Stadt, in welcher der Bischof mit gutem finanziellem Erfolg Bier braut und der feudale Postfürst das Transportgewerbe als Monopol in der lucrativsten Weise ausbeutet, hat ihre mittelalterlichen Reminiscenzen mit Zähigkeit festgehalten. Da stehen noch die festen mittelalterlichen Thürme an und in den Häusern, namentlich auch an jenem Gasthause „zum Kreuz“, wo Karl der Fünfte wohnte und mit der Wirthin Töchterlein seinen Heldensohn Don Juan d'Autria zeugte. Im Rathhaus finden sich noch die Säle des Reichsraths und des Reichsfürstencollegis, mit abgeblästen Gobelins und runden scharfkantig geschliffenen Fensterscheibchen, durch die man nichts sehen kann, — im Uebrigen aber ist alles wüst und leer; und auch in der engen und dumpfen „Gesandtenstraße“ müßte es dem Bundestag so wohlthun sein, wie dem Fischlein auf dem Grunde. Platz ist wenigstens überall genug!

Doch zurück zu Seiner Majestät des Bundestags glorreicher Armee! Getheilte Interessen, weil ein jedes mehr an sich, an die eigene Krone und die eigenen Kinder, Kassen, Keller u. s. w. denkt, als an das Ganze, gruppirt um einen schwachen Mittelpunkt, welcher seine besten Kräfte nothwendig vergeuden muß im Kampfe mit den centrifugalen Kräften, die in divergirenden Richtungen stets nach der Peripherie zerrn; beständiges Uebergreifen der Einflüsse der benachbarten Kleinstaatsheimath in die Sphäre des Commandanten, welcher entweder nicht die Macht oder auch nicht den Willen hat, das abzuschneiden; kein Vertrauen auf die Einheit und Einsicht der Führung und auf die Technik der mannigfaltigen Waffen; Verschiedenheit in allem, in dem Kaliber, in der Uniform, im Exercitium, im Commando, (— die Kurhessen, meist schöne, große, schlanke Männer mit blondem Haar und blauen Augen, echte Schatten, sehen accurat aus wie Preußen; im Vergleich zu ihnen sind die Süddeutschen, namentlich die württembergische Infanterie, sehr klein, aber unterseht und stämmig; unter den letzteren scheinen viele noch nicht vollständig eingerecrite Recruten zu sein; etwa achthundert Mann davon haben erst in Frankfurt auf der Pfingstweide den Fahneneid geleistet, woraus zu ersehen, daß man mit dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni bloß zu schrecken gedachte, ohne zu dessen sofortigem Vollzuge im Stande zu sein —); dazu kommt, daß Offiziere und Mannschaft der kleineren Staaten nur an den Regiments- und Brigadeverband gewöhnt, nicht sonderlich fähig sind, sich in einen großen Truppenkörper hineinzudenken und darin zugleich regelrecht und doch frisch und frei zu leben und zu wehen; sie können nur schwer sich damit assimiliren, denn in ihrem Kopfe herrscht die enge heimische Weltanschauung vor; man wird sich ihre Lage denken können wenn man ein Rudel Fische aus der Saale in den Bodensee versetzt; sie werden sich nur schwer orientiren können, und wenn sie zu Hause noch so viel gelernt haben. Zum Schluß denn noch jener unglückselige Gang der kleinen deutschen

Staaten und der zerstückelten und particularistisch zerklüfteten Stämme zu que-relles allemandes, welcher Hang nicht nur die Höfe zu albernen Form- und Etikettestreitigkeiten treibt, sondern auch die Bewohner der verschiedenen Provinzen zu ebenso albernem ewigem gegenseitigen Spotten, Hohnen und Hänfeln. Der Bayer wirft dem Würtemberger oder, wie er ihn spottweise nennt „Wüeschte-berger“ vor, daß er gerne „Spägle“, und der Schwabe dem Bayern, daß er gerne „Knödel“ esse; und obgleich man beide Vorwürfe ruhig wechselseitig hinnehmen und austauschen könnte — denn in der That Knödel sind gut und Spägli auch, vorausgesetzt, daß sie richtig zubereitet sind, und der Apostel schreibt ja doch: „Das Eine thun und das Andere nicht lassen“ — so führen doch solche internationale und intercantonale Controversen über die Lieblingsgerichte meistens zu bösen Häusern. Die Nassauer ferner erlauben sich, obgleich sie der Augenschein täglich das Gegenteil lehrt, nun einmal steif und fest darauf zu beharren, daß die Kurhessen blind seien; und die letzteren nennen dafür die Nassauer „Hasentreiber“, obgleich die guten Jungen doch unschuldig daran sind, daß sie auf der Jagd in den fürstlichen Leibgehegen, die fast das ganze Land bedecken, verwandt werden zum Treiben, zu einer Beschäftigung, die allerdings in der Regel nicht als eine specifisch militärische betrachtet zu werden pflegt. So fliegen die Scherz-, Stichel- und Schimpfreden herüber und hinüber. Sie erstrecken sich nach und nach auf die Mundart, auf die Waffen, auf militärische Tüchtigkeit und Tapferkeit, auf alles. Sie arten aus zu einem bellum omnium contra omnes de rebus omnibus et quibusdam aliis. Der Geist der Kameradschaft wird dadurch nicht gefördert. So sieht das Armeecorps aus. Und seine Beschäftigung? Geschlagen hat es sich bis jetzt nicht. In Frankfurt, wo die östreichische Kriegstarantel jedermann — ja sogar jede Frau — gestochen und zu einem grotesken Sanct-Weitstanz aufgestachelt hatte, wurden diese Contingente anfangs, im Juni, enthusiastisch aufgenommen. Die guten Soldaten konnten sich vor Würsten, Bier, Apfelwein, Küssen von schönen und auch von häßlichen Lippen und sonstigen Süßigkeiten gar nicht retten. Als aber die Hiobsposten aus Böhmen kamen, verlor der Stich der Tarantel die stimulirende Wirkung, und man schimpft jetzt in Frankfurt noch weit lauter und erbitterter auf die „Reichsarmee“ als vor sechs Wochen auf das „bundesbrüchige rebellische Preußen“. *La povera milizia della confederatione Germanica*, — ich entlehne diesen Ausdruck dem Munde eines „deutschen Bruders“, nämlich eines östreichisch-italienischen Dalmatiners, an dessen linken Oberarm die schwer mißhandelten deutschen Farben, ihm natürlich so wildfremd, wie der Drache im Wappen des Kaisers von China, prangen, — die armen Soldaten des Bundestags spüren merklich in Pflege, Speis und Trank diesen Umschwung der frankfurter Localstimmung. Sie können mit Heinrich Heine im „Romanzero“ singen und klagen:

„Das Glück ist fort — die Flasche leer.

Wir haben keine Freunde mehr.

Erloschen ist der Sonnenglanz.

Verstoben ist der Mückentanz.

Die Freunde, wie die Mücke,

Verschwinden mit dem Glücke,“ —

wenigstens in der Bundestagsresidenz!

Daneben fehlt es diesen Truppen doch nicht an den schwersten Fatiguen und Strapazen. Ewig müssen sie hin und her marschiren. Heute werden z. B. die nassauischen Truppen von der Centripetalkraft (d. h. dem Bundescommando) nach Frankfurt und Umgehend gezogen, morgen von der Centrifugalkraft (d. h. dem Landescommando) nach Wiesbaden oder Rüdelsheim; übermorgen ist die Centripetalkraft wieder obenauf, und sie marschiren wieder nach Frankfurt. Hin und her — ewig hin und her, wie ein Perpendikel an der Uhr. Auch Oestreicher, dann Würtemberger, dann Kurhessen mußten öfters nach Nassau eilen, um dem Herzog Adolph seine Residenz Biebrich zu schützen und militärische Promenaden zu Gunsten seiner Domaniälweinkeller zu machen. Mit dem hessischen Contingent ist es ähnlich, es patrouillirt einerseits zwischen Frankfurt und Darmstadt, andererseits zwischen Mainz, Bingen und Frankfurt. Den Badensern trauen die Uebrigen nicht. Sie scheinen immer zwischen Neckar und Main zu „hangen und bängen in schwebender Pein“. Ich hörte einen bayrischen Offizier Wibe reißn wegen der Unschlüssigkeit der Badenser darüber, ob sie zum Bunde (d. h. zu Oestreich) halten sollten oder nicht. Der Bayer sang ein Spottlied auf sie, welches etwa so lautete:

„I wachet' gern, i schloafet gern,

Möcht' weltlich bleiben und geistlich wer'n.“

Allerdings ist es schwer, zu gleicher Zeit zu wachen und zu schlafen. Die Badenser aber, an deren Spitze der treffliche Prinz Wilhelm steht, der das badische Concordat und das Ministerium Stengel-Rivalier-Meyßenbug zu Fall gebracht und deshalb von den Ultramontanen blutig gehaßt und verfolgt wird, behaupten, ihr rathloses Verhalten habe darin seinen Grund, weil sie ohne alle Instruction seien und trotz aller Mühewaltung das Hauptquartier für sie unauffindbar sei, wie weiland die „chambre introuvable“. Wer Recht hat, weiß ich nicht. Gewiß ist, während die Bundestagsarmee nach Außen unbeweglich ist, wimmelt und wirrt es im Innern durcheinander, wie in einem Ameisenhaufen, den ein böser Junge mit dem Stock aufgewühlt hat. Rechnet man hinzu, daß während der Zeit dieses Hin- und Herziehens es meistens in Strömen regnete, und die Truppen häufig im Freien mit unzureichender Nahrung bivouakiren mußten, so wird man es begreiflich finden, daß, bevor noch ein Schuß gefallen, die Militärhospitale in Mainz, Frankfurt, Darmstadt und Wiesbaden dicht voll Soldaten liegen.

Noch mehr leiden unter diesen Kreuz- und Querzügen unsere armen Bauern. Lange nicht haben die Früchte und Saaten bei uns so schön im Felde gestanden, wie jetzt. Ich messe sechs Fuß, aber die Kornhalme sind so hoch, daß wenn ich mich in einen Kornacker stelle, die Aehren über meinem Kopf zusammenschlagen, so daß man draußen nichts von mir sieht. Nun denke man sich den Jammer der Bauern, wenn ihnen dieser Segen des Himmels, wie sie glauben ganz nutzlos, zerstört wird; wenn die Cavalerie und die Artillerie durch die Felder jagt, — „querfeldein durch die Saat und das gelbe Korn“ — (in diesen Kriegszeiten kann man die Reminiscenzen aus Wallensteins Lager leider gar nicht aus dem Kopfe bannen), wenn die Soldaten, um sich ein Lager am Feuer, oder um sich Feldhütten zu machen, das fast schon reife Korn abmähen, ausreißen und zu Grund richten. Und wenn dies statt vom Feind, vom Freund und gar böswillig geschieht! Der Dekonom Stilger von Wicker, welcher in der nassauischen zweiten Kammer (die bekanntlich dieser Tage aufgelöst wurde, weil sie gegen die Parteinahme für Oestreich war), das nassauische Maingau, die Gegend von Hochheim (berühmt durch den „Old Hock“) vertrat, erzählte am 6. Juli in öffentlicher Sitzung der Ständeversammlung, die nassauischen Offiziere hätten ihre Artillerie ganz ohne Noth und geflüstert beordert, den Bauern über die Aecker zu fahren, und als die Soldaten, selbst Bauernsöhne, gebeten, sie damit zu verschonen, „sie führen schneller und besser auf der hinreichenden Raum gewährenden, festen und breiten Kunst- und Landstraße, es sei ja doch schade für das schöne Korn“, dieselben förmlich dazu gezwungen; auf Reclamationen der beschädigten Bauern habe der betreffende Offizier geantwortet: „Geht nach Wicker zu Euerem Abgeordneten, dem Fortschrittler, der ist schuld daran, der kanns auch bezahlen.“ Der Abgeordnete Stilger erbot sich, der Regierung die Namen und den vollen Beweis hiefür zu liefern. Die Regierung schwieg, sie verlangte keine Beweise, sie schien zu wissen, wie es sich verhielt. Der Chef des Kriegsdepartements, vorher in der Sitzung anwesend, hatte sich entfernt, als die Debatte über die Mittel zur Kriegsbereitschaft begann. Das also im eigenen Lande Angesichts der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts! Das also sind die Lorbeeren der Bundesarmee!

Ich bemerke hier wiederholt, daß ich von der Kriegswissenschaft nichts verstehe und daher meinem Urtheil keinen Werth beilege. Aber auch solchen, welche sehr viel davon verstehen, ist das wechselseitige Verhalten der Bundestagsarmee und der bayrischen Armee ein Räthsel. Sie begreifen nicht, warum beide gar nicht cooperiren, sondern, gleichsam mit einander schmolend, es darauf abgesehen zu haben scheinen, den vordringenden Preußen es zu gestatten, sich zwischen beide zu schieben und das achte Armeecorps von dem siebenten abzuschneiden.